

In H. Richter-Appelt u. A. Hill (Hrsg.):

Gerechtigkeit zwischen Spiel und Zwang

Männliche Potenz – ein Definitionsversuch

Ulrich Clement

Siefer: psychosozial

Verlag

2004

In diesem Beitrag möchte ich untersuchen, was in einer gesellschaftlichen Übergangssituation, in der die traditionellen Geschlechtsbilder nicht mehr gelten oder jedenfalls erheblich in Frage gestellt sind und neue Modelle nicht so recht im Blick sind, männliche Potenz ausmacht. Dabei leitet mich die These, dass Potenz sich im Umgang mit kritischen Schnittstellen beweist, also nichts Statisches ist (»Potenz an sich«), sondern eine dynamische Kompetenz, die erst in Beziehung zu etwas anderem zur Geltung kommen kann (»Potenz in Bezug auf ...«). Ich gehe zunächst darauf ein, wie sich Potenz an der Schnittstelle zwischen öffentlicher und privater Sexualität darstellt. Auf diesem Hintergrund schlage ich eine spezifische Definition männlicher Potenz vor, wie sie sich im Verhältnis zwischen Mann und Frau zeigt; d. h. dieser Beitrag fokussiert auf den heterosexuellen Mann. Diese Definition hat therapeutische Konsequenzen, die auch zu einer Revision des Selbstverstärkungs-Konzepts der Erektionsstörung führen.

Schnittstelle zwischen öffentlicher und privater Sexualität

Das Verhältnis zwischen Männern und Frauen organisiert sich in einem bestimmten gesellschaftlich-kulturellen Kontext. In den letzten Jahrzehnten haben wir zwei große Übergänge erlebt. Der erste war der Übergang von der Dominanz einer patriarchalen Kultur in die egalitäre Neuorientierung, die Betonung der politischen, kulturellen und damit auch partnerschaftlichen Gleichwertigkeit der Geschlechter. Der Feminismus war ein entscheidender Prozesstreiber für die erste Übergangsphase, ist aber kein Referenzsystem für die gegenwärtige Orientierung mehr – auch nicht mehr die der Frauen. Die zweite, gegenwärtige *Übergangszeit*, die ich als postpatriarchal und postfeministisch charakterisieren möchte, ist in Bezug auf das Geschlechterverhältnis uneindeutig. Nachdem sowohl die patriarchale als auch die feministische Geschlechterordnung zwar widersprüchliche, aber immerhin übersichtliche Koordinaten, Strukturen und Bewertungen

geliefert haben, mit eigenen politisch-kulturellen Hierarchien, Subkulturen und Geschlechtermodellen – und einigermaßen klaren Feindbildern –, sieht es so aus, als sei es heute mit der Übersicht vorbei. Die sexuelle Selbstbestimmung hat uns von vielen Einengungen befreit, sie hat aber zugleich eine Menge neuer Fragen gestellt. Bei dem historisch beispiellosen Maß sexueller Selbstbestimmung und relativer Freiheit, das wir heute haben, also dem Zustand, nachdem die meisten sexuellen und Geschlechterrollenvorschriften gefallen oder erheblich geschwächt sind, ist die m. E. zentrale Frage: Was fangen wir mit der ganzen Freiheit eigentlich an?

Sex in der Postmoderne ist Sex ohne verbindliches Referenzsystem. Ob Sex als Ausdruck von Liebe, ob als emanzipatorisches Feld der persönlichen Befreiung, ob als Spaß oder als persönliche Lebensform oder als was immer, all das ist vom gesellschaftlichen Plan auf die persönliche Entscheidung zurück verwiesen. Die Kopplung von öffentlicher und privater Sexualität ist nur noch eine optionalistische. Das öffentlich Sexuelle (was wir als Inszenierung von Männlichkeit und Weiblichkeit sehen) ist in der Postmoderne weder das Geforderte noch das Gewünschte noch das Verbotene noch das Gebotene – es ist ausschließlich das Mögliche. Sex bedeutet nichts Bestimmtes mehr. Es gibt ihn einfach.

Daraus resultiert zum ersten, dass eine zentrale Kompetenz der *sexual citizens* von heute ihre *Auswahlkompetenz* ist, die Fähigkeit und Bereitschaft also, aus dem vielen Möglichen das individuell Stimmige, Authentische auszuwählen und zu verhandeln, ohne sich auf gültige Koordinaten beziehen zu müssen oder zu können. Die Leitunterscheidung ist nicht mehr das Spannungsfeld von Unterdrückung und Befreiung, sondern von Wichtig und Unwichtig, sense und non-sense, Information und Rauschen.

Wo findet dieses Unterscheiden statt? Ein zentraler Austragungsort ist das Paar: Angesichts der Wahlmöglichkeiten und der erforderlichen Auswahlkompetenz steigt der Bedarf, Regeln und Einigung zu erzeugen und mit Ambivalenzen umzugehen.

Deshalb kommt hier eine zweite Kompetenz ins Spiel, die Verhandlungskompetenz, die von einer *Verhandlungsmoral* (Schmidt 2004) getragen ist. Sie ist zum zentralen interaktionellen Orientierungsgeber geworden. Mit Verhandlungsmoral ist die Haltung gemeint, die all das als sexuell akzeptabel gelten lässt, worauf sich zwei Partner einigen. Was ausgehandelt ist, gilt. Sie ist also keine inhaltliche, sondern eine Verfahrensmoral. Was einer der Partner ablehnt, ist nicht akzeptiert. Die Verhandlungsmoral hat

das alte Bezugssystem inhaltlich definierter Werte abgelöst und damit eine triadische moralische Konstellation durch eine dyadische ersetzt: Normative Referenzen (das Normale, das Natürliche, das geschlechterpolitisch Korrekte) waren etwas gemeinsames Drittes außerhalb der Beziehung, auf das sich beide Partner beziehen konnten und das in einem eher traditionellen Geschlechterkontext auch berechenbar und zuverlässig gültig war. Da das gemeinsame Dritte fehlt, ist das Paar auf sich selbst zurückverwiesen.

Die Verhandlungsmoral ist potentiell kontrollierend, und sie ist ist potentiell kreativ. Kontrollierend ist sie, weil sie auf spontaneitätstörende Weise zugunsten des Partners ausgelegt werden kann, der in der sexuellen Interaktion die langsame, defensive, nein-sagende Position einnimmt nach dem Motto: jeder Schritt, jede Handlung ist zustimmungspflichtig. Wäre das alles, würde sie lediglich geschlechterpolitische Korrektheit organisieren. Deshalb kann sie nur gut gehen, wenn ihre andere, kreative Seite ins Spiel kommt: Indem sie konventionelle Skripte und Selbstverständlichkeiten in Frage stellt, nimmt sie den Akteuren die Zuverlässigkeit und Berechenbarkeit konventioneller sexueller Regelabläufe und verlangt damit Neugier, Interesse und ergebnisoffene Kommunikationsbereitschaft, also *Spielbereitschaft*.

Spielbereitschaft klingt nach Leichtigkeit und unbeschwerter Heiterkeit. Dies beschreibt freilich nur eine Seite der Medaille. Spielbereitschaft fordert auch Ambivalenzbereitschaft und einen angstfreien Umgang mit Nichtberechenbarkeit. Darüber können Paare stolpern, und sie können sich Probleme schaffen, die aus der *Freiheit* und der *Fülle* der Möglichkeiten resultieren, nicht aus dem *Zwang* und nicht aus dem *Mangel*.

Ein Beispiel sind Streit- und Ärgerkonstellationen, in denen die Partner den Aushandlungsprozess so gestalten, dass sie mit ihrer Anklage-Vorwurfs-Dynamik die möglichen Handlungsoptionen derart eingeschränken, dass eine übersichtlich enge Problematik mit wenigen und schlechten Alternativen übrigbleibt. Häufig sind die Auseinandersetzungen so angelegt, dass die Frau »from high ground«, der Mann »from low ground« antritt. In der legitimatorischen Konstellation nimmt die Frau bevorzugt die Standards setzende Position ein, der Mann die des sich rechtfertigenden Prüflings. Dieser Plot wird in sehr unterschiedlichen Varianten ausgelegt, sein Kern ist die Reklamation der »moralisch« und geschlechterpolitisch besseren Position durch die Frau, was ihr erlaubt, Abweichungen, Verfehlungen, vor allem aber Unvollkommenheiten des Mannes zu identifizieren, eine Ist-Soll-Differenz zu

seinen Lasten nachzuweisen und seine Bringschuld einzuklagen. Auf diesem Gelände ist der Mann dadurch in der Kandidaten-Position dessen, der begründen, rechtfertigen, ausgleichen, liefern muss. Diese Konstellation einer Standards setzenden Frau und eines Mannes, der in der Prüflingsposition ist, scheint mir eine der häufigsten Paar-Konstellationen zumindest bei den Paaren zu sein, die Paartherapie in Anspruch nehmen. Eine Bestätigung dafür ist die Studie von Jürg Willi (2002) zur Dynamik von Vorwürfen in Partnerschaften. Sie zeigt, dass die Frauen ihre Fähigkeiten, Vorwürfe auszudrücken und punktgenau zu platzieren, sehr viel mehr entwickelt haben als Männer, die hier vor allem schweigende Nehmerqualitäten zeigen.

Paare müssen solche Konstellationen nicht eingehen, sie tun es aber oft. Warum, wo es doch zu offensichtlicher Unzufriedenheit auf beiden Seiten führt? Diese unbefriedigenden Streitigkeiten folgen einem regressiven Mechanismus, der vor der Freiheit kapituliert, die das Paar hätte. Wir haben viele Möglichkeiten entwickelt, um mit Unfreiheit und Zwang umzugehen, aber nur wenige, mit Freiheit umzugehen. So wird aus der beängstigenden Freiheit für Spiel, Ambivalenz, Ergebnisoffenheit und Kreativität die Flucht in den übersichtlichen Konflikt angetreten – aus der unbekannt Fremde zurück in die bekannte Problemheimat. Paartherapeuten haben heute mehr mit den Problemen zu tun, die aus der Freiheit resultieren, als mit denen, die aus Zwang und Unfreiheit kommen.

Zusammengefasst geht es an der Schnittstelle zwischen Privatem und Öffentlichem um diese drei Kompetenzen:

- *Auswahlkompetenz*: Welche der bereitliegenden Möglichkeiten suchen wir uns aus?
- *Verhandlungsmoral/kompetenz*: Wie einigen wir uns, wo kein gültiges Geschlechtermodell mehr vorliegt?
- *Spielbereitschaft*: Was probieren wir aus? Welche Ungewissheit nehmen wir in Kauf?

Männliche Potenz in der Mann-Frau-Interaktion

Bislang habe ich den Geschlechtsunterschied unberücksichtigt gelassen, da sich die Probleme an der Schnittstelle privat-öffentlich für Männer und Frauen heute ähnlich stellen. Für die Analyse der männlichen Potenz will ich zunächst eine zentrale Unterscheidung einführen, nämlich die zwischen Potenz und Erektion. Das Verhältnis zwischen beiden Begriffen lässt sich Tabelle 1 entnehmen.

Tab. 1: Erektion und Potenz

	<i>Erektion</i>	<i>Keine Erektion</i>
<i>Potenz</i>	Erektion und Potenz	Potenz ohne Erektion
<i>Keine Potenz</i>	Erektion ohne Potenz	weder Erektion noch Potenz

Dann sehen wir in der Diagonalen links oben und rechts unten den synonymen Fall, in dem Erektion und Potenz gleichbedeutend sind. Psychologisch und sexualwissenschaftlich interessanter sind aber die beiden Fälle in der Gegendiagonalen: links unten die sinnlos und impotent in der Gegend herumstehende Erektion, die von einem interaktionellen Kontext abgekoppelt ist, die – mit etwas erkenntnistheoretischer Ironie gesagt – »Erektion an sich«, rechts oben die sexuelle Potenz eines Mannes, der für seine männliche Potenz und zur Befriedigung einer Frau nicht auf die Erektion angewiesen ist.

Die Rhetorik der sexualpharmakologischen Behandlung von Erektionsstörungen setzt Erektion und Potenz umstandslos gleich, bewegt sich ausschließlich in der Abwärts-Diagonalen (links oben-rechts unten). Das Attraktive von *Viagra* et al.¹ ist die Hoffnung, Potenz von der Mann-Frau-Interaktion abzukoppeln, also unabhängig von einer Frau männlich zu sein. Männer wären gern unabhängig von Frauen potent, um dann – als autonom Erektionsfähige – von den Frauen den Applaus und die Anerkennung für ihre Potenz zu bekommen. Das ist die Szene, die *Viagra* anbietet: Der qua Erektion seine Potenz beweisende Mann, dem die Frau dann erregt Zustimmung gibt und den sie im Orgasmus bejubelt. Diese klassische Geschlechterinszenierung der »Potenz« ist unabweisbar an die Erektion gebunden.

¹ »Viagra« ist hier programmatisch gemeint und soll alle erektionsverbesserenden Medikationen einschließen.

Die Unterscheidung zwischen Erektion und Potenz ist aber nicht nur begrifflich, sondern psychologisch wichtig. In der Unterscheidung kommen auch zwei entscheidende Parameter in der Mann-Frau-Begegnung zum Tragen, auf denen sich eine Definition männlicher Potenz aufbauen lässt:

a) *Sexueller Aufmerksamkeitsfokus bei der sexuellen Interaktion.* Die erotische Prozessqualität einer sexuellen Begegnung wird maßgeblich davon bestimmt, wem, welchen Handlungen und welchen Empfindungen die Aufmerksamkeit der Akteure gilt. Auf den Mann bezogen, kann der Aufmerksamkeitsfokus eher selbstbezogen oder eher auf die Frau bezogen sein.

– *selbstbezogen:* Der Mann ist mit sich beschäftigt: Wie gut mache ich es? Wie oft? Wie stark ist die Erektion? usw. Ob das die Frau befriedigt, ob er sie kommen lässt, impliziert er, prüft es aber nicht. Daher ist der Blick selbstbezogen auf den Mann, also auf sich selbst gerichtet.

– *auf die Frau bezogen:* Der Mann ist mit der Frau beschäftigt, mit ihrem erotischen Flow, ihren Besonderheiten, ihrer individuellen Erotik. Seine Aufmerksamkeit gilt ihr. Diese Aufmerksamkeit kann der Mann aber nur bieten, wenn er nicht ständig mit sich selbst beschäftigt ist.

b) *Männlichkeitsdefinition.* Um sich erotisch aufeinander zu beziehen, bedarf es zweier Akteure, die sich ihrer Männlichkeit bzw. Weiblichkeit gewiss sind, die also eine solide Vorstellung davon haben, was sie als Mann bzw. Frau ausmacht und wie sie sich in der sexuellen Interaktion zeigen. Diese Selbstdefinition kann unterschiedlich klar, sicher und selbstbewusst sein. Für den Mann lässt sich danach unterscheiden, ob er seine Männlichkeitsdefinition nach der vermuteten Erwartung der Frau richtet (frauvalidiert) oder nach seinen eigenen Vorstellungen und seinen Männlichkeitsvorstellungen (selbstvalidiert).

– *frauvalidierte Männlichkeit:* Der vermutete Blick der Frau ist die entscheidende Instanz. Der dramaturgische Plot der inneren Szene: er bietet Männlichkeit und sie prüft, ob er gut genug ist. Diese Männlichkeitsdefinition birgt zwar ein hohes Beschämungspotential (sie hat es in der Hand, ihn scheitern zu lassen). Auf der anderen Seite erspart sie dem Mann aber eine Auseinandersetzung mit seiner eigenen Männlichkeit.

– *selbstvalidierte Männlichkeit:* Der Mann bestimmt selbst, was sein Begehren, sein Mannsein ausmacht, unabhängig von der Zustimmung der Frau. Er nimmt dabei die Differenz zur Erwartung der Partnerin in Kauf, riskiert also ihre Empörung oder Enttäuschung.

Tabelle 2 kombiniert die beiden Potenz-Parameter in einem Vierfelder-Schema.

Tab. 2: Männlichkeitsvalidierung und Aufmerksamkeitsfokus

	Aufmerksamkeitsfokus selbstbezogen	Aufmerksamkeitsfokus auf Frau bezogen
Selbstvalidierte Männlichkeit	»Macho«	»Potent«
Frauvalidierte Männlichkeit	»Impotent«	»Frauerversteher«

Tabelle 2 beschreibt damit eine »impotente« und eine »potente« Merkmalskombination sowie zwei – wenn man so will – »halbpotente« Zwischenpositionen.

– »Potent« ist demnach ein Mann, der seine Männlichkeitsdefinition selbst validiert, mit seiner Aufmerksamkeit bei der sexuellen Interaktion aber bei der Frau ist.

– die »Macho«-Position nimmt ein Mann ein, der ebenfalls seine Männlichkeitsdefinition selbst validiert, der aber auch sonst primär bei sich, nicht bei der Frau ist. Sein Aufmerksamkeitsfokus bei der sexuellen Interaktion ist selbstverliebt bei sich. Auf einen Schlüsselsatz verdichtet lautet die Macho-Frage: »Bin ich nicht gut?«

– die »Frauerversteher«-Position ist Position eines Mannes, der zwar mit seiner Aufmerksamkeit bei der Frau ist, sich dabei selbst aber verliert, indem er sich so als Mann anbietet, wie er erwartet, dass es die Frau gern hätte. Der Verdichtungs-Satz dieser Position lautet: »Ist es Dir recht so?«

– die »impotente« Position überlässt zum einen der Frau die Männlichkeitsvalidierung, wobei aber der Aufmerksamkeitsfokus bei der eigenen Performance als Mann ist. Diese Position ist die des scheiternden Prüflings und ist damit angst- und beschämungsanfällig.

Können und Wollen: Eine Kritik des Konzepts des Selbstverstärkungsmechanismus

Vor dem Hintergrund dieser Potenz-Definition möchte ich ein Konzept einer Revision unterziehen, das in der Sexualtherapie als *der* verursachende

und/oder zumindest symptomaufrechterhaltende Mechanismus gilt, der Selbstverstärkungsmechanismus des sexuellen Symptoms. Im Kern besagt er, dass die Angst vor sexuellem Versagen (womit das Ausbleiben einer sexuellen Reaktion gemeint ist, die den Geschlechtsverkehr verunmöglicht, erschwert oder unbefriedigend ablaufen lässt) zur Funktionsstörung führt. Mit anderen Worten wird das befürchtete Ereignis durch die Befürchtung im Sinn einer selbsterfüllenden Prophezeiung erzeugt: Die Angst vor dem Versagen führt zum Versagen. Dieser Mechanismus beschreibt bestenfalls eine männliche Dynamik, und auch die ist in Frage zu stellen. Sinn macht die zentrale Bedeutung dieses Mechanismus nämlich nur im Rahmen eines funktionalistischen Sexualverständnisses, in dem die Schlüsselfrage heißt, ob »es klappt«, ob also die erwartbare »normale« sexuelle Reaktion eintritt.²

Gehen wir vom Kern des sexuellen Versagens aus. Im Ich-will-aber-kann-nicht (»der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach«) wird Wollen und Können in einer spezifischen Weise getrennt. Das Versagensangst-Konzept beschreibt eine Kopf-Penis-Dissoziation, in der der Penis nicht vollzieht, was der Kopf wünscht. Kopf und Penis stehen in einem Herr-Diener-Verhältnis, in dem letzterer die Anordnung des ersteren übergeht. In der inneren Hierarchie (und nicht nur in der körperlichen Position) ist Kopf = oben = anordnend und Penis = unten = ausführend. Wie in Hierarchien üblich, fällt die Schmach für die schlechte Ausführung auf die Leitung zurück, die als machtlos (im-potent) desavouiert und beschämt ist: Alles Wollen nützt nichts. Hier setzt der Hebel des Selbstverstärkungsmechanismus an. Das Konzept setzt unausgesprochen Erektion mit Potenz gleich bzw. Erektionsstörung mit Impotenz. Damit bewegen sich die Therapeuten, die damit arbeiten, eng am subjektiven Erleben der Klienten, die mit einer Erektionsstörung ihre Potenz samt aller sexuellen Handlungs- und Erlebnisoptionen verloren geben, statt den Unterschied einzuführen, der für das sexuelle Erleben des Mannes wirklich einen Unterschied macht.

Wenn wir uns nicht im Referenzsystem des Könnens, sondern des Wollens bewegen, kommen wir zu einer anderen Beschreibung. Die Dissoziation ist

² Apfelbaum (2001) bemerkte dazu subtil, dass die »performance anxiety« eigentlich nichts behandlungswürdiges sei, sondern eine adäquate Wahrnehmung der Befürchtung, es könne bei Sex um Performance gehen.

aufgehoben. Das Nicht-Können bekommt jetzt eine andere Bedeutung, weil die Potenz, das sexuelle Wollen, unabhängig von dem Partialereignis Erektion ist. Mit anderen Worten: Der wollende, begehrende Mann kann eine Erektionsstörung als zu sich gehörend bejahen, ohne sich in seiner Potenz, also seiner Männlichkeitsdefinition, seiner sexuellen Aktivität und seiner Aufmerksamkeit für die Frau irritieren zu lassen. Das entspricht der »Potenz ohne Erektion« in Tabelle 1 (rechts oben). Andersherum ausgedrückt: Zu Impotenz führt eine Erektionsstörung erst dann, wenn ein Mann sie als relevantes Ereignis für sein Selbstverständnis als Mann gelten lässt und sich in seiner sexuellen Aktivität beeinträchtigen lässt. Eine Erektionsstörung ist ein Sachverhalt, die Impotenz eine Bedeutung, die diesem Sachverhalt gegeben wird – oder nicht. Ein erektionsgestörter Mann wird nicht potent, wenn er *Viagra* nimmt, sondern wenn er die subjektive Wahlfreiheit hat, *Viagra* zu nehmen oder es bleiben zu lassen. Die männliche Potenz – könnte man sagen – kommt dann in die entscheidende Bewährungsprobe, wenn die Erektion nicht zur »Verfügung« steht.

Tab. 3: Männliche Potenz und Impotenz

	impotent	potent
Öffentlich-privat	<ul style="list-style-type: none"> • Fremdreferenz • auf Eindeutigkeit festgelegt 	<ul style="list-style-type: none"> • Auswahlkompetenz • Verhandlungsmoral/-kompetenz • Spielbereitschaft
Mann-Frau	<ul style="list-style-type: none"> • Selbstbezogener Aufmerksamkeitsfokus • Frauvalidierte Männlichkeit 	<ul style="list-style-type: none"> • Frauenbezogener Aufmerksamkeitsfokus • Selbstvalidierte Männlichkeit

Tabelle 3 fasst die Ergebnisse des Definitionsversuchs zusammen. Danach ist ein sexuell potenter Mann in der Lage, eigene Maßstäbe für seine Männlichkeit zu entwickeln, ohne sich in das Korsett eines sozial gewünschten Männer-Bildes zu zwingen, er kann und will seine sexuellen Wünsche und Absichten mit einer Partnerin verhandeln. Er interessiert sich für die sexuellen Besonderheiten seiner Partnerin(nen) und geht auf sie ein, ohne seine Männlichkeit von ihrem Urteil abhängig zu machen.

Man könnte nun denken, dass man mit psychotherapeutischen oder anderen Interventionsformen dafür antreten sollte, die Bewegung von

Ulrich Clement

»links« nach »rechts« zu unterstützen. Aber – so radikal ist Freiheit – man muss nicht. Männer dürfen »links« bleiben, wenn sie wollen. Potenz ist nur eine Möglichkeit, keine Bürgerpflicht.

Postp

Ulrike Br

Der Titel
Die Medi
Munde. I
Koloniali
sexuellen
besetzt, e
nic' zu
den Frau

Keines
ber der E
bedeuten.
nelles Ve
vorgibt, d
als alleini
bedeuten,
tionierenc
Mann un
hinter der
über Sexu

Aus pe
eine Man
Potenz fü
gigkeit ve
künstliche
Wir che
ven und
Dieser dif
beachtet u

Bei Fr
Niemand
Frauen ein
Potenzbeg
werden st: